Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 47

Artikel: Die Quelle des Glücks [Fortsetzung]

Autor: Kunter, Erich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Quelle des Glücks. 19

Roman von Erich Kunter.

O, er hatte Mut! Hatte er ihn nicht oft genug bewiesen im Feld und bei manchen tollkühnen Streichen und Verbrecherfahrten nachher? Wovor zitterte er also jetzt? Nein, er mußte sich vor sich selber schämen, wenn er dem das Geld nicht abnehmen würde, das er jetzt sowieso nicht mehr brauchen konnte.

An Bäumen, Zäunen und Häusern tastete er sich weiter. Bisweilen kreuzten Leute seinen Weg und lachten über ihn.

Aber wie er das alleinstehende Haus wieder vor sich sah, schüttelte ihn von neuem die Angst. Einen riesengroßen, drohenden Arm schien der schmalaufsteigende Bau, dessen Konturen sich scharf am Hintergrund des blaurötlichen Himmels abhoben, gegen ihn auszustrecken.

Alofska ballte krampfhaft die Fäuste in den Taschen, bohrte mit dem Daumen in den Löchern des Futters herum. Er spürte etwas Hartes, zog es heraus. Es war ein Zweimarkstück. „Das kann nichts schaden", dachte er, „in der Nähe muß ein Wirtshaus sein."

Er trat an die Teke des dunklen Lokals, verlangte Schnaps. Drei Gläser voll stürzte er gierig hinunter. „Hier sind zwei Mark", sagte er, „füllen Sie mir für den Rest in das Bierglas."

Vorübergehend gestärkt, aber fast besinnungslos verließ er die Kneipe und wankte seinem Ziel zu. Er hatte jetzt keine Hemmungen mehr.

Die Tür war unverschlossen. Die alte, halbtaube Besitzerin des Hauses ging regelmäßig schon um sieben Uhr zu Bett und überließ das Abschließen ihrem einzigen Untermieter.

Alofska stieg mühsam die enge Treppe hinauf, krampfte die Hand um die Klinke und öffnete. Da lag der Tote noch genau wie vor zwei Stunden. Das an der Schläfe fadenfein herabsickernde Blut hatte eine Lache auf dem Fußboden gebildet. Die Augen waren weit geöffnet und starrten gläsern. Die dünnen, häßlichen Lippen hatten sich verzerrt und blekten hervor.

Um sich Mut zu machen, führte Alofska ein lautes Selbstgespräch und untersuchte währenddessen die Rocktaschen des Toten, denen er eine Brieftasche entnahm. „Das ist doch sicher ganz nach deinem Sinn, mein Junge. Wer sollte dich denn sonst beerben? Na, nun guck mich nicht so vorwurfsvoll an! Fünfzig, hundert Mark und noch son paar Lappen. Na siehste, das genügt mir eine Weile."

Darauf machte sich der Eindringling an dem Schreibtisch zu schaffen. Der Schlüssel steckte. Aus eben dem Schubfach hatte der Knicker doch immer die lumpigen paar Mark entnommen, die er ihm so nach und nach für seine wertvolle Mitarbeit zusteckte!

Alofska griff mit seiner großen Hand in die Schublade und nahm wahllos von dem Inhalt zu sich. Geld, einen Ring, ein Zigarrenetui.

Dann sah er sich nochmals im Zimmer um, als wolle er sich vergewissern, ob alles in Ordnung sei. Von neuem ergriffen ihn unversehens Angst und Grauen; er schlich sich scheu und verstört aus dem unheimlichen Raum, rannte wie besessen die Treppe hinunter und hielt erst auf freiem Feld erschöpft ein.

Wohin nun? In Neustadt wollte er nicht bleiben. Nach seiner Schlafstelle in Neiße. Er mußte mehrere Stunden laufen, denn der letzte Zug war lange fort. Ja, in Neiße sich ausschlafen und dann übermorgen bei Ziegenhals über die tschechische Grenze in die Freiheit!"

Er wanderte eine halbe Stunde. Der Vollmond beschien die schneebedeckten Flächen. Alofska verlor schon wieder alle Kraft. Würde er der Anstrengung des Marsches gewachsen sein? Nein, es war unmöglich, die lange Strecke noch zurückzulegen. Aber was nun? Zurück? Nimmermehr!

Er erinnerte sich, daß dort, nahe der Dampfziegelei, die sich im Hintergrund von der Helle des Schnees und des Himmels dunkel abhob, ein alter Eisenbahnwagen stand, der früheren polnischen Arbeitern als Unterkunft gedient hatte. In ihm hatte er schon manchmal genächtigt.

Die Dunkelkeit des alten Kastens und die in ihm herrschende widerliche Luft schlugen dem Verbrecher unfreundlich entgegen. Er fand gleich hinter dem Eingang eine zerlumpte wollene Decke auf einer Holzpritsche, auf die er hinplumpste wie ein Sack. Es fror ihn jämmerlich, aber er schlief trotzdem vor Ermüdung sofort ein.

Der Nachtwächter der Fabrik fand ihn auf seinem Rundgang hier schlafend. Er war nächtliche Besucher in der Hütte gewohnt und kümmerte sich nicht weiter darum, obwohl er von der Fabrikleitung die Anweisung hatte, alle nächtigenden Landstreicher vom Areal der Fabrik zu verscheuchen.

Der Mann wollte schon weitergehen, da schreckte Alofska durch das über ihn huschende Licht der Stall-Laterne des Nachtwächters auf und stand im Nu auf den Füßen, schlaftrunken und mit weit geöffneten Augen nach hinten auf den Ausgang zurückweichend.

„Ich war es nicht!" schrie er gellend. Immer noch nicht ganz wach, in Nachwirkung des Alpdrucks im Traum, stieß er zwei-dreimal denselben, verworren angstvollen Schrei aus. Dann packte er eine in der Ecke lehnende Eisenstange und ging damit dem erschrockenen Nachtwächter zu Leibe, besann sich aber noch und rannte wild davon. Hinter der Hütte dehnte sich der große Mützelsee aus, der vereist war. Alofska lief ohne Besinnung spornstreichs über ihn hinweg.

„Ho, Mann, zurück! Das Eis bricht!" rief der Nachtwächter noch. Aber da war es schon geschehen. Blitzschnell versank Alofska in dem eiskalten Wasserloch. Die hochgeschwungene Eisenstange kennzeichnete durch Sekunden die Unfallstelle; dann rutschte auch sie vor den Augen des entsetzten Nachtwächters in die Tiefe.

X.

Ursula kaufte zarte, prunkende Flieder aus den Gewächshäusern der Lohalm-Gärtnerei, um den Geburtstagstisch des Onkels zu schmücken. Ronald Brüggemann freute sich sehr über die Aufmerksamkeit seiner Nichte, nahm sie auf seinen Schoß, setzte ihr sein Einglas ins Auge und plauderte fröhlich mit ihr.

„Harry Stephan wird auch zum Geburtstagskaffee kommen", sagte Ursula, „du hast wohl nichts dagegen einzuwenden, Onkel?"

„War er gestern da?" fragte er. Und als Ursula bejahte: „Wielange!"

„Den ganzen Nachmittag und Abend", erwiderte das junge Mädchen frohgelaunt. „Er konnte sich nur schwer trennen",

„Von dir?"

Ursula errötete. „Du weißt doch, daß Harry verlobt ist."

„Das schließt nicht aus, daß ihr beide euch auch sympathisch seid. Uebrigens ist verlobt nicht verheiratet."

„Onkel, du wirst frivol."

Ronald begrüßte den hereinkommenden Bruder und fragte ihn gleich darauf fast ohne Uebergang: „Hattest du gestern eine Aussprache mit Herrn Stephan?"

Bernhard sah ihn verwundert an. „Nein, was sollte ich mit ihm besprechen?"

„Ich dachte, wir hätten uns vorgestern abend beim Abschied verstanden, lieber Bruder. Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein."

„Verzeih, aber was meinst du?"

„Ich meine, das Beste ist, du schenkst Herrn Stephan reinen Wein ein, sagst ihm alles. Ich bin überzeugt, Stephan hat Verständnis für deine schlimme, unverschuldete Lage. Er wird dann zwar seine Rechte geltend machen, aber ich glaube andererseits auch, daß die Einigung zwischen euch möglich sein wird."

Als Ursula merkte, daß Onkel und Vater ein anscheinend geschäftliches Gespräch führten, wollte sie hinaus gehen.

„Bitte, bleib", forderte Ronald sie auf. „Du wirst nichts dagegen haben, Bernhard, wenn deine Tochter diese Dinge erfährt. Sie ist kein Kind mehr und es kann ihr meiner Ansicht nach nichts schaden, wenn sie von den Ereignissen hinter den Kulissen unterrichtet wird."

Der Bruder nickte müde und zustimmend. „Du hast recht, mit offenen Karten spielen ist jetzt das Beste."

Ursula setzte sich etwas beklommen wieder auf ihren Stuhl. Was hatte diese Sprache des Onkels, der ernster war als sonst, zu bedeuten? Ein nervöses Zittern ging durch ihre Glieder; sie würde etwas sehr Schweres zu hören bekommen, fühlte sie.

„Entscheidende Bedeutung wird der Schritt, den du mir vorschlägst, nicht mehr haben. Borst ist jetzt schon als Alleinbesitzer der Quelle des Glücks zu betrachten und wird mich nach wie vor heftig bedrängen. Aber ich will wenigstens die Sache mit Stephan in Ordnung bringen, sodaß ich mir deswegen kein Gewissen mehr zu machen brauche. Dein Rat ist gut, Ronald. Ich will ehrlich und ehrenhaft vor dem jungen Mann dastehen und mir nichts vorzuwerfen haben. Er soll dann tun, was er für recht befindet und sein gutes Recht beanspruchen." — —

Harry Stephan kam pünktlich zur verabredeten Stunde. Er brachte gute Stimmung mit und grüßte die drei herzlich. In den nächsten Minuten schon aber wechselte sein Gesicht den Ausdruck. Er stutzte, da er in allzu ernste, fast feierliche Gesichter sah.

„Entschuldigen Sie, Herr Stephan", sagte der Konsul, „daß wir Sie so unprogrammäßig und, wie wir gestehen, ohne Festesfreude empfangen. Das hat einen sehr ernsten und für Sie bedeutungsvollen Grund, den Ihnen mein Bruder auseinandersetzen wird. Bitte, nehmen Sie Platz!"

„Ja, ich muß Ihnen eine wichtige Eröffnung machen", nahm der Generaldirektor nach kurzer Pause das Wort. Um seine Lippen zuckte es. Ursula saß weiß und steif wie eine Wachspuppe. „Es ist Ihnen und Ihrem Vater allem Anschein nach großes Unrecht geschehen."

In Harry Stephan stieg eine undeutliche Ahnung auf und ein wunderliches Gefühl, das von der unbestimmten Erwartung erzeugt wird, etwas zugleich Freudiges und Schmerzliches zu erfahren.

„Der Stiefvater Ihrer Braut, Herr Borst, ist nach seinen Aussagen im Besitz eines Geheimnisses, nach welchem Ihnen mein Vater vor achtzehn Jahren durch Betrug die „Quelle des Glücks" abgenommen hat. Bei den damaligen Arbeiten an unserer eigenen Quelle, die vor dem Versiegen stand, leitete er die Hauptader Ihrer Quelle zu uns herüber. Darum soll die „Quelle des Glücks" damals so unerwartet und unerklärlich versiegt sein."

Harry Stephan blieb ernst und ruhig bei dieser Nachricht, die geeignet war, eine gewaltige Aenderung in seinem zukünftigen Leben herbeizuführen und für das furchtbare Unrecht, das seinem Vater und ihm angetan worden war, Sühne zu erlangen. Sollte er empört sein, sollte er sich freuen? Ach, allzu fern war ihm das alles schon gerückt. War diese ganze abenteuerliche Geschichte mit der Quelle und ihrem Drum und Dran, seine Abhängigkeit von dem Dämon Borst und der besinnungslos leidenschaftlich geliebten Wera nicht seinem Wesen etwas Fremdes; — ein Spuk, der unwirklich und unnatürlich in sein Leben eingegriffen hatte?

„Nein", sagte er einfach, „darüber wollen wir uns nicht zu sehr aufregen; jedenfalls sollen durch diese verteufelte Angelegenheit nicht noch mehr Menschen ins Unglück gebracht werden. Die „Quelle des Glücks" hat Unheil genug gestiftet."

Die drei waren äußerst überrascht von der Gleichgültigkeit Harrys, der nun eine ganz sachliche Besprechung der Angelegenheit einleitete.

„Ich nehme an", sagte er endlich, „daß Sie, Herr Direktor, nachdem Sie mir dieses Geständnis freiwillig ablegten, gewillt sind, den mir zugefügten Schaden nach Möglichkeit wieder gut zu machen."

„Alles, alles, was in meiner Kraft steht, soll für Sie getan werden", entgegnete Brüggemann warm, „ich will jedes Opfer bringen. Und wenn Sie mich auch künftig nicht als Ihren Feind, sondern als Ihren Freund betrachteten, mit dem Sie zusammen arbeiten möchten, so wäre ich Ihnen ewig dankbar."

„Das wird bestimmt gehen", meinte Harry Stephan. „Die Frage ist nur die, wie wir den Vampir Borst ausschalten. Die Quelle ist nicht mehr mein alleiniges Eigentum; ja beinahe hätte ich mit ihm erst in den letzten Tagen einen Kaufvertrag abgeschlossen, wonach die Quelle gegen eine Barentschädigung ganz in seinen Besitz übergegangen wäre."

„Dadurch wollte er mich ganz in seine Hand bekommen", sagte Bernhard Brüggemann. „Wenn Sie nicht mehr Eigentümer der Quelle sind, stehe ich seinen Erpressungen machtlos gegenüber. Denn dann ist ja keine Einigung zwischen uns beiden, die er immer fürchtete, mehr möglich."

Brüggemann hatte noch nicht ausgeredet, als es an die Tür klopfte und das Schreibfräulein aus dem Bureau mit der Meldung hereintrat, daß Herr Stephan am Telephon gewünscht werde. Ein Herr Habedank sei in Czasnau am Apparat.

„Gehen Sie in mein Arbeitszimmer, dort können Sie ungestört sprechen", sagte Brüggemann. Das Schreibfräulein führte Harry Stephan dorthin.

Die drei saßen inzwischen schweigsam und beinahe verlegen beieinander. Eine unbegreifliche Spannung erfüllte sie; es war unerträglich schwül im Zimmer und der Konsul öffnete ein Fenster.

Harry Stephan kam zurück. Leichenblaß stand er in der Tür und lehnte sich an den Pfosten.

„Borst ist gestern ermordet worden", sagte er, „soeben erhalte ich die Nachricht."

*

Das Dezernat Oberschlesien-Grenzgebiet der Kriminalpolizei hatte den Mordfall Borst zu bearbeiten. Kriminalkommissar Türke sollte Ermittlungen anstellen.

Der ihm vorgesetzte Kriminalrat Swoboda hatte in seinen Akten bereits wesentliche Punkte festgelegt. Borst war mit einem harten, wahrscheinlich eisernen Gegenstand derart gegen die rechte Schläfe geschlagen worden, daß der Tod auf der Stelle infolge Gehirnerguß eintrat. Der Verbrecher mußte Bescheid gewußt haben über die Methoden, einen Menschen jäh kampfunfähig zu machen. Anscheinend lag einer jener furchtbaren, überraschenden Angriffe vor, die den Kampfregeln des Jiu-Jitsu entsprachen.

Diese schrecklich sicher wirkenden und geheimnisvollen Kampfarten waren nicht vielen Menschen bekannt. In Kreisen der Kriminalisten, der Jiu-Jitsukämpfer und Verbrecher gab es körperlich geschmeidige Menschen, die sie beherrschten.

War dem Landstreicher Alofska die Theorie und Praxis dieser Wissenschaft zuzutrauen? Um die Beantwortung dieser Frage hatten sich Untersuchung und Beweisführung zu drehen. Der Anschein und alle Indizien sprachen dafür, daß Alofska der Mörder sei. Man hatte ihn aus dem See gezogen, die Brieftasche des Ermordeten und Wertsachen bei ihm gefunden. Nur seine Spuren waren in dem Mordhaus festzustellen. Stiefelsohlenabdrücke, Fingerabdrücke. Keine Anzeichen dafür, daß ein anderer das Zimmer Borsts an dem Nachmittag, an dem er getötet wurde, betreten hatte.

Der Mord mußte zwischen 18 und 22 Uhr ausgeführt worden sein. Um 17 Uhr hatte die halbtaube Wirtin noch mit Borst, der ein Glas warmes Wasser haben wollte, gesprochen. Der Gerichtsarzt, der die Leiche untersuchte, stellte fest, daß der Tod nach 22 Uhr nicht eingetreten sein könne. (Fortsetzung folgt.)